

## Erster Abschnitt.

Wie die Franzosen um Mariä Geburt 1795 über den Rhein kamen.

Was war einmal ein rechtes Rennen und Laufen am rechten Rheinufer und zumal in unsern Bergen, als es im Jahre 1792 hieß: Preußische Soldaten ziehen von Wesel hinauf nach Frankreich, um den Jakobinern die rothen Mützen abzunehmen. Viele Meilen weit liefen die Landleute, die desto neugieriger, je höher ihre Berge sind, um einmal zu Kind und Kindeskind mit Wahrheit sagen zu können: „Wir haben Kriegsvolk gesehen“. Denn seit dem Jahre 1761, als das Fischer'sche Freicorps mit den preußischen Husaren sich bei Elberfeld und auf der Scheiderhöf herum schlug, war viel Wasser den Rhein hinunter geflossen, und den meisten, die davon zu erzählen gewußt, thaten die Zähne nicht mehr weh. Seitdem war kein rechter Kriegszug mehr im Lande gewesen. Die ungar'schen Rekruten, die der Kaiser Joseph zehn Jahre vorher hierdurch nach Brabant schickte, und die pfälzischen Werber und Landjäger mit ihren dreispitzigen Hütlein rechnete man so recht nicht für Soldaten. So gab's denn alte Leute, die noch keinen Soldaten gesehen hatten, und die Neugier trieb sie von den Bergen aus Radewormwald und Solingen wie von der Agger her in zahlreichen Schwärmen an die Heerstraße nach dem Wehrhahnen, nach Langensfeld, Opladen oder Mülheim herab. Drei Jahr drauf brauchten sie den Soldaten nicht nachzulaufen. Die kamen schon selber und fanden Haus und Hof, wemms auch schon etwas versteckt zwischen Wald und Bergen lag. Da sagten die Leute: Leidergottes! Im Jahre 1792 waren sie von der Neugier, 1795 aber von den Soldaten geplagt. Selbst in Köln war ungemeiner Jubel, als die Preußen einzogen. Die Gassentreter riefen: „Vivat die Preußen!“ und die Spießbürger der guten Reichsstadt rieben sich vergnügt die Hände und sprachen: „Da sieht man dem alten Fritz seine Jungen, das sieht 'mal anders aus, als die faulen Holters, die Desterreicher und die Saufungarn, die uns so lange geplagt haben; die waren lang nicht so strack und schnack, so blink und blank

wie die Preußen!" Der Kölner Sinn aber war damals wie heutzutage: wandelbar, und drehte sich nach dem Wind, wie ihr Domfräuen. Wie sie der Oesterreicher waren satt geworden, so daß sie Spottlieder drauf sangen, so wurden sie der Preußen auch bald leid, als diese nur etliche Wochen zu Schutz und Schirm der heiligen Reichsstadt dort eingelagert waren, und um die Preußen recht zu chikaniren, hielt man in den Altreuscherbuden (Trödler) eine ganze preußische Infantristen-Montirung: Rock, Hosen und Gamaschen an Einem Stück für 3 Fettmännchen ( $\frac{1}{2}$  Sgr.) feil. Da hieß es: kämen doch nur die lieben Franzosen, daß sie uns von den Stinkpreußen erlösten, denn die Franzosen sind freie Leut, sind Republikaner und die freie Reichsstadt Köln ist auch eine Republik mit rechter demokratischer Verfassung. Vivat die Freiheit und Gleichheit! Nieder mit der Bastille! Menschenrechte müssen wir haben! Die Franzosen sind die natürlichen Freunde der agrippinischen Republik Köln, die seit zwanzig Jahrhunderten schon der Demokratie gehuldigt hat, und seit anno 1396 das allgemeine Stimmrecht und vollständige Gleichheit zur Grundlage ihrer Verfassung macht. Ja, Freiheit ist die Grundlage unserer Verfassung, Gleichheit ihre Zierde, und drum Verbrüderung mit den freien Franzosen, die gegen uns erst Neulinge in der Freiheit sind und bei uns darin in die Schul gehen können, denn Köln war frei unter den Römern, frei unter den Franken, frei unter dem Schutze des deutschen Reiches, und Köln's Freiheit überlebte das Mißgeschick der Welt." (Eigene Worte des Kölner Magistrats an den National-Convent in Paris.) So riefen, so sprachen und dachten die Kölner, und rings am Niederrhein waren viele junge Leut', die den Franzosen aus der Ferne beifällig, ja mit Begeisterung entgegen sahen. Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung, die Urrechte der Menschheit durch eine Verfassung gewährleistet, dies war das Ziel freudiger Wünsche.

"Allgemeine Verbrüderung und Weltbürgerthum! Tugend! Menschenrechte! Fort mit den Tyrannen und Fürstentknechten! Fort mit der rohen Soldateska, ein ewiger Weltfrieden!" Das waren die Worte, die man in den demokratischen Clubs hinter'm Schoppen hörte und auf den Flugblättern las, die überallhin verbreitet wurden. Da hing der Himmel voll Geigen. Wer nicht mit einstimmt, der hieß gesinnungslos, der war kein Patriot. So hieß man nämlich damals die Demokraten. Die trugen, wie später auch hierzulande, absonderliche Hüte, aber nicht spitze, sondern runde Hüte, und hatten nicht so viel Haar im Gesichte wachsen, wie die unsrigen. In der Hauptsache aber war's fast die nämliche Sorte. Die Patrioten wollten vor Allem jetzt Krieg haben. Die Fürsten mußten fortgejagt und der letzte an des letzten Pfaffen Därmen gehängt werden. Dann sollte der Weltfrieden und die Weltverbrüderung anbrechen. Durchs rothe Meer wollten sie, wie

die Kinder Israel, in ihr gelobtes Land ziehen. Drum vergaßen sie auch das rothe Bändchen am Hut oder im Knopfloche nicht.

Auch die Bauern meinten, es müßte Krieg kommen, auf daß es besser würd', und daß die Steuern außer Mode kämen, und das Wildpret ihnen nicht mehr die Ohren vom Kopf abresse. Da hatten sie im Königsforst bei Bensberg 1791 schon eine Revolte gemacht, daß der Oberjägermeister Kettner die Hirsche muß't zusammenschießen lassen, wie's recht war, und hatten bei dieser Gelegenheit dem Oberjägermeister und anderen mißliebigen Beamten durchs Haus geschossen. Auch mehrere Förster bei Rath und Wahn wurden von den Wilddieben erlegt. Da war's ein Jubel. Ueberall stürmt's von Westen her durch's Land. Aber wenn's dort stürmt, so kommt Regen. Der blieb nicht aus.

Trotz den prahlerischen Reden der flüchtigen Anhänger des französischen Königthums (Emigranten), von denen die Rheinlande damals überschwemmt waren, mußten die deutschen Heere, die damals nach Frankreich gezogen waren, um den Königsthron wieder herzustellen, und dem gräßlichen Mordwesen der Republikaner Einhalt zu thun, zurückweichen. Ein übermüthiges Manifest des Herzogs von Braunschweig regte das französische Nationalgefühl erst recht auf, und erfüllte den Pöbel mit thierischer Wuth, den Kern des Volkes mit Unwillen. Das Anfangs siegreiche Heer deutscher Verbündeten wurde durch immer erneuete französische Heere, durch Seuchen und ungünstige Witterung geschwächt und aus der Champagne zurückgetrieben. Schon wälzte sich der Kampf an Deutschlands Gränze. Die hiesigen „Patrioten“ jubelten und schwangen ihre Hüte.

Freiheitsbegeistert strömten immer neue Franzosenschaaren zum Kampfe gegen das durch Verbungen schläfrig zusammengebrachte Herr der Deutschen. Kleinliche Eifersüchteleien und diplomatische Schachzüge wegen Polen u. hatten es überdies lahm gelegt. Der Hofkriegsrath zu Wien war mit Blindheit geschlagen. Wenn Gott die Welt strafen will, so verwirrt er den Fürsten den Verstand. Am 30. August 1794 erhielt der kaiserliche Feldmarschall Clairfait den traurigen Auftrag, die Trümmer der jüngst so siegreichen deutschen Heerschaaren über den Rhein zurückzuführen. Dies geschah in musterhafter Ordnung. Bei Neuwied, Bonn, Mülheim und Düsseldorf waren Kahnbrücken über den Rhein geschlagen. Clairfait hielt die übermächtigen feindlichen Heere an der Roer so lange auf, bis das Heergepäck jenseits des Rheinstromes war, und zog dann am 5. Oktober seine Truppen herüber. Während er unterhalb Mülheim herüberritt, rückten die Franzosen in Köln ein. Der hochweise Magistrat trug dem französischen General Championnet die Stadtschlüssel auf einem rothsamtnen Kissen demüthigst entgegen. Die Demokraten jubelten, die Spießbürger schwebten zwischen Angst und Bangen, als die zerlumpten

Dhnehosen einzogen, und als die Tamboure von Melaten her die Ehrenpforte herein trommelten, und die Rockärmel bis an die Ellbogen aufgeschligt mit dem Trommelstecken zugleich auf dem Kalbsfell rasseln halfen, und den sonnverbrannten Arm umschlenkerten, da erstickte Lachen den dreifachen Ruf: *liberté! égalité! fraternité!* Hätten die Kölnier bedacht, daß sie das zerlumppte Volk jetzt in Kost und Kleidung setzen mußten und es mit dem Tode bestraft worden wäre, die zerlumpteste Uniform für 3 Fetzmannen in der Utreuscherbude feil zu bieten, so wäre ihnen das Lachen vergangen. Das legte sich auch bald, und nach all dem Bivatrusen war's am andern Tage schon in der Stadt so still wie ein Mäuschen gewesen, wenn die Franzosen nicht Freiheitsbäume errichtet und zum Tanz gepffiffen hätten. Da schrie und jubelte Mancher aus Angst, der's gestern aus Unverstand gethan hatte. Doch kamen die Franzosen aus Paris, wo die Moden gemacht werden, und die Kölnier wollten auch keine Bastille mehr haben, sondern Freiheitsbäume, die sie an befohlenen Festen umtanzen mußten.

Schnell errichtete Batterien sicherten den Rheinübergang der deutschen Heerhaufen. Am 6. Oktober 1794 kamen die letzten Schaaren auf das rechte Ufer. Am 5. Oktober wurden die Deutschen bei Düsseldorf von den verfolgenden Franzosen unter dem Divisionsgeneral Bernadotte hart bedrängt, so daß es bei dem Uebergange zu großer Unordnung und zu großen Verlusten kam. Da ließ der Befehlshaber der damaligen Festung Düsseldorf, der pfälzische General Lamotte, das von den Franzosen besetzte Wachthaus jenseits des Rheines beschießen, und die Franzosen rächten sich an der Stadt durch ein furchtbares Geschützfeuer. Von 9 Uhr Abends an, die ganze Nacht vom 5. auf den 6. Oktober hindurch sprüheten die donnernden Feuereschlinde Schrecken und Verderben über die Hauptstadt des bergischen Landes. Im größten Gewirre flüchteten die Einwohner. Klagen und Angstruf erfüllte die vom Brande der Wohnungen und vom Blitze der platzenden Bomben erleuchtete Herbstnacht. Mancher stolze Hofrath lief da wie der Sackträger. Alle Hoffitte war vergessen. Gichtlahme Leute, Kranke und Kreisende sprangen von dem Lager und liefen landwärts. Aber nicht bloß der größte Theil der Bürger, die kurfürstliche Landesregierung, den Minister von Hompesch an der Spitze, liefen davon, sondern sogar die pfalzbaierische Besatzung, welche das Unglück herbeigeführt hatte, machte sich aus dem Staube. Der Feldherr Lamotte dachte, gelaufen ist gelaufen, und ob's nun ein wenig mehr oder weniger ist, darauf kommt's auch nimmer an, und erst als seine Schaaren in Elberfeld und Barmen eingerückt waren, da ließ er Halt blasen. Da war er weit genug vom Schuß.

Zu Düsseldorf zeigte der Morgen des 6. Oktobers die Greuel

der Verheerung. Das herrliche Schloß mit all den Kunstschätzen, woran der prachtliebende Kurfürst Johann Wilhelm den Schweiß des bergischen Landes verwandt hatte, der Marstall, die Kirche und das Kloster der Cölestinerinnen waren ein Raub der Flammen. Viele Bürgerwohnungen lagen in Asche, andere waren hart beschädigt, durchschossen, oder von Bombenstücken zerschlagen. Einbrechende Diebe hatten nachgeholfen. Man berechnet den Schaden über eine Million Thaler. Erst gegen Morgen ließ Bernadotte das Feuern einstellen, bis am 10. Oktober eine zweite Kanonade die Brücke bei Bolmarswerth zerschmetterte. Dies ein kleiner Vorgeschmack vom Krieg. Die ihn jüngst als Mittel zum Besserwerden in's Land rufen wollten, waren verstummt. Die Franzosenfreundschaft kühlte sich ab. In der Nähe machten die Republikaner sich ganz anders, als aus der Ferne. Schon gewöhnte man sich, sie am liebsten mit dem Rücken anzusehen. Und doch war der Rhein noch dazwischen.

Groß war die Besorgniß der Berger, die Franzosen würden sofort den Krieg auf das rechte Rheinufer tragen. Doch im Taumel ihrer Triumphe waren die Sieger klug genug, einmal etwas Athem zu schöpfen, das Gewonnene auf ihre Weise zu benutzen, Toilette zu machen, Röcke, Hosen und Hemde zu wechseln und ihr zerrüttetes Gemeinwesen auf Deutschlands Kosten herzustellen. Das linke Rheinufer, welches fortan in ihrem Besitze blieb, wurde für das Gebiet der einzigen und untheilbaren Republik erklärt, und auf beispiellose Weise ausgezogen. Außer der Beköstigung und Bekleidung der zerlumpten Heere, die man spottweise die Dhuehosen nannte, füllten Erpressungen und Brandschatzungen den öffentlichen Schatz und nebenbei die Säcke der Generale und die Taschen der Soldaten. Tränfelte es auf die Soldaten, so goß es auf die Befehlshaber, alle nahmen der Gelegenheit wahr, sich zu bereichern. Die Ausfaugung des Landes wurde förmlich angeordnet. Besondere Beamte, sogenannte Ausleerungs-Commissarien, wurden dazu angestellt. Aachen ward der Sitz der Verwaltung. Die freie Stadt Köln wurde ihm untergeordnet. Da es ein Mundaufsthum machte, so forderte man gleich von vornherein nicht wenig. 25 Millionen Livres wurden von dem Bürgergeneral Jourdan als vorläufige Kriegsteuer ausgeschrieben. Obgleich man das linke Rheinufer Frankreich einverleibte, so nannte man die eingesetzte Regierung doch „Verwaltung der eroberten Länder“. Alle Erlasse und Schriften dieser Behörden trugen die Ueberschrift: „Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung“. Darunter stand das Wort „Menschenrechte, auch oft gar „Tugend“. Links oben in der Ecke: „Verwaltung der eroberten Länder“. Alles dies schrieben sie mit französischen Lettern in französischer Sprache. Wer die nicht verstand, der muß't's lernen. Sie sagten: das linke Rheinufer gehöre der

Natur nach zu Frankreich. Der Rhein sei die Naturgränze. Von Gott, der die Völker durch verschiedene Sitten und Sprachen geschieden, wollten sie nichts wissen. Den hatten sie förmlich abgesetzt und die Vernunft auf seinen Thron gehoben. Jrgend ein Weibsbild, das schlecht genug war sich dazu herzugeben, wurde auf den Altar gesetzt, oder auf blumengeschmücktem Wagen in feierlicher Prozession herumgeführt. Das war ihre Gottheit. Der Anstand verbietet es, alle Lieder auszusingen. Wer damit hat genug, wer's noch nicht gehört hätte. Wie es mit ihrer Vernunft ging, so ging's auch mit ihrer Naturgränze. Es war ihnen nicht eingefallen, daß von jeher in Deutschland der Strom für das natürliche Band des Landes gegolten hat. Finden wir doch stets die Gemeinden auf beiden Seiten des Baches, den Gau auf beiden Seiten des Flusses, und so wohnte ursprünglich auf beiden Seiten des Stromes derselbe Volksstamm. Erst der Krieg, das unnatürlichste Ding auf Gottes Erdboden, trennte zeitweise nach schützenden Flüssen. Doch wer kann heut noch im Schwaben und Elßässer, im Rheinpfälzer und Badner denselben Volksstamm verkennen?

Leider hatten sich viele Rheinländer von dem neufränkischen Schwindelgeiste anstecken und durch die Verkündung der Tugend und Menschenrechte bethören lassen. Der Wahn war kurz, die Neue lang. Die schönen Wahlgrüße: „Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung; keine Abgaben, keine Bastille mehr! Krieg den Palästen, Friede den Hütten! Erlösung von der Sklaverei und Menschenrechte und Tugend und Großmuth!“ erfüllten bald die deutschen Lande mit Schrecken. Mit dem Namen Freiheit traten die Republikaner die besiegten Völker unter die Füße, und Nichts war ihnen heilig, als ihr Eigennuz. Sie prahlten mit Großmuth, und entrißen dem Armen den Rock vom Reibe, erschloßerten mit Todesdrohungen und Martern das Geständniß versteckter Habe und begingen unter den Worten Tugend, Rechtschaffenheit und Republik in kaltblütiger Unverschämtheit die scheußlichsten Schandthaten des Raubes und der Unzucht an Wehrlosen. Gar übel bekam dem kölnischen Stadtrathe der Kizel der agrippinischen Republik. Er ergoß sich im Verlauf von wenigen Tagen in maßlose Beschwerden über die Ohnehosen, die er als theure Brüder bewillkommt und so liebeich aufgenommen hatte in der heiligen Stadt. Da hatte er recht den Bock zum Gärtner gemacht. Er schrie an die Vertretung des Volks und der Menschenrechte zu tauben Ohren. Die öffentlichen Gelder der Stadt, der Waisen, der Kirchen und Armen, die Geschütze, Waffen und Harnische des Zeughauses, allein über eine Million Thaler veranschlagt, die Sammlungen von Büchern, Kupferstichen und Gemälden, sogar Kirchenbilder wurden als Prunkzeichen des Sieges nach Paris gesendet. Alles baare Geld nahm man weg und vertauschte es mit republikanischem Papiergelde (Assignaten),

das damals soviel Werth hatte wie Nußschalen. Die Bürger bestahl man rabennmäßig. Die Republikaner trugen eine ganze Kirche voll gestohlenen Zucker und Kaffeebohnen zusammen. Gleich einer mit Sturm eroberten Festung wurde die willfährig geöffnete Stadt von den neuen Brüdern behandelt und an gezwungenen Schwägerschaften fehlte es nicht. Zu den gewöhnlichen Steuern trat eine neue von 480,000 Livres für die Stadt, und außer der Verpflegung und Bekleidung von 15,000 halbnackten Kriegern wurden trotz der völligen Zerrüttung des Verkehrs und der Stockung aller Geschäfte noch immer steigende unerschwingliche Geldschätzungen und Zwangslieferungen ausgeschrieben. Die Demokraten, welche schon seit vielen Jahren ihre organisirten Clubs geführt hatten und deren Aufgabe die Aufklärung des Volkes für die sogenannte Freiheit war, trösteten sich an der Verwirklichung ihrer tollen Hirngespinnste. Advocaten (Sommer, Geich, Brutus 2c.) und heruntergekommene Kaufleute, in Lieberlichkeit verlorene Söhne und verlaufene Mönche standen an der Spitze. Jeder suchte Ehrgeiz, Rache und Geldgier zu befriedigen so gut es anging. Die Kirchen wurden ausgeraubt, entehrt und zu Vorrathshäusern verbraucht, die Klöster aufgehoben und geplündert, ihre Güter eingezogen. Gotteslästerungen und jede Schlechtigkeit galt unter den Demokraten (Patrioten) für Ruhm. An Christus hatten sie nichts zu rühmen, als daß er auch keine Hosen getragen habe (Sansculott). Verurtheilte Verbrecher wurden als Märtyrer ausgerufen, und Feste zu ihrem Gedächtnisse veranstaltet. Ein neuer total verrückter Kalender wurde eingeführt. Die Woche erhielt 10 Tage. Die Namen der Heiligen wurden mit Pflanzennamen vertauscht. Wer die tollsten Hanswurstereien aufstellte, war wie in aufgeregter Zeit überall der beste Demokrat. Das schlechteste Gesindel herrschte, die besseren Bürger waren dessen Sklaven und mußten zum bösen Spiel gute Miene machen.

Doch was den alten freiheitsstolzen Reichsstädtern noch am unerträglichsten war — ihre achthundertjährige Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, ihre gerühmte demokratische Verfassung gingen verloren. Die freien Bürger sahen sich zu Sklaven eines rohen übermüthigen Heeres erniedrigt, die heilige Stadt Köln sank zu einer Provinzialstadt unter den Regierungen von Aachen und Bonn herab, und Gras wucherte auf ihren früheren Handelsplätzen. Wer Jemanden, nach übermäßigem Rausche, im jämmerlichsten Razenjammer belauschen will, der lese die am 7. des Regenmonats 3. Jahres der Republik vom Rathe der freien Stadt Köln an den Nationalconvent zu Paris eingereichte klägliche Bittschrift. Das muß ein marmelsteinern Herz rühren. Da sieht man wie die Kölner mit ihrer Freiheit vom Pferd auf den Esel kamen.

Nur Eine Freiheitserrungenschaft brachten die Republikaner.

Die vollständige Preßfreiheit in volksbeglückeriſchem Geſchmack. Man durfte ungeſtraft gegen Fürſten, Pfaſſen, Gott und Religion läſtern und drucken laſſen, was man wollte. Doch die leiſeſte Andeutung gegen die Republik koſtete den Kopf. Alles durfte gedruckt werden, nur die Wahrheit nicht. Und da gab es niederträchtige Menſchen, ſogar Mönche und Nönnchen genug, die den Freiheitsbaum umtanzen, die zuchtloſen republikaniſchen Orgien feiern halfen, und die niedrigſte Schmach für Tugend priefen. Die kölniſchen Zeitungsblätter blieben hinfort 20 Jahre lang unfrei, daher die ekelhaft lügenhaft lobhudehnnde Darſtellung damaliger kölniſcher Zuſtände, welche ſelbſt ſpättere Geſchichtſchreiber als Quelle benutzten. Die frankfurter Blätter vertraten kaiſerliche Intereſſen, die lippiſtädter Zeitung preußiſche. Das deutſcheſte und vertrauenswürdigſte Blatt, am Niederrhein, damals vielgeleſen und beliebt, war das in Neuwied erſcheinende „Reich der Todten“. Dies nur zur Andeutung, unten die Thatſachen. Im Herzogthum Berg hatte die churfürſtliche Regierung ſeit den 1780er Jahren ſtrenge Cenſur geübt und geheime Geſellſchaften verboten. Im Jahre 1794 aber kam eine ſolche Fluth von demokratiſchen Flugſchriften von der andern Rheinſeite her durch's Land geſtrömt, daß alle Ueberwachung nichts mehr fruchtete. Beſonders die jüngeren Leute wurden auch hierzulande für die Republik begeistert. Doch Schauernachrichten vom linken Rheinufer machten bedenklich. Wer etwas zu verlieren hatte, ſah dem Rheinübergange mit Schrecken entgegen. Die Kaiſerlichen trafen die umfaſſendſten Anſtalten zur Abwehr. General Clairſait, der zu Wülheim ſein Hauptquartier wählte, und ſich abwechſelnd auch in Düſſeldorf und Neuwied aufhielt, leitete die Befefigung des Rheinufers. Hinter Schanzen und Erdwällen deckten 400 Geſchütze das bergiſche Ufer. Die Franzoſen fuhren 500 Geſchütze dagegen auf. —

Das ganze bergiſche Rheinthal war mit kaiſerlichen Kriegerſchaaren gefüllt. Man befriedigte die Neugier, die neulich die Landleute aus den Bergen an die Heerſtraßen gelockt hatte, auf daß ſie vor ihrem Ende ſagen könnten: ſie hätten auch einmal Soldaten geſehen. Dieſe Luſt wurde jetzt zur Buße. Eine Muſterkarte von allen Waſſengattungen, Nationen und Volksſtämmen, Deutſche, Böhmen, Ungarn, Blachen, und Kroaten, Panduren und Heibucken zu Fuß und Pferd füllten die Dörfer und die Städte. Auch Schaaren von Emigrantem, meiſtens Adelige, Prieſter, Beamte und reiche Gutsbeſitzer, welche im Jahre 1792 dem Nordweſen in Frankreich entflüchtet waren, und in Hoffnung baldiger Wiedereinführung des Königthums durch tolle Verſchwendung ihre Reiſeklaſſen verpraßt hatten, ſuchten Unterhalt durch Eintritt ins kaiſerliche Heer.

Den ganzen Herbf und den Winter hindurch zogen die

Schaaren dießseits und jenseits des Rheins auf und ab. Die Ueberfahrt war gesperrt von Düsseldorf bis Basel. Alle Rähne waren auf's Ufer gezogen, die Brücken abgebrochen, alle Verbindung bei Todesstrafe verboten. Da stockten Handel und Gewerbe, der Flor der Städte sank. Gras wucherte auf den Schwellen der Börsen, Kaufläden und auf den Werften. Dagegen begünstigte der große Verbrauch der Lebensmittel die großen Ackerleute nach reicher Erndte. Die Kaiserlichen bezahlten reichlich Alles, dessen sie bedurften. Damals war Geld im Lande, und alte Leute hört man sagen: daß die Knaben damals mit Silberstücken gespielt hätten wie jeztund mit Steinchen und Kreiseln. Dies Geld steigerte den Eigennuß, und die Soldaten wurden von den Bauern betrogen und geprellt. Das arme Kroatenvolk rächte sich dafür durch gewohnten Diebstahl oder nahm mit Gewalt, was es nicht bezahlen konnte.

Die deutschen Krieger prophezeiten ihren Landsleuten, daß die Franzosen rächen würden, was sie an den Vertheidigern des Vaterlandes verbrochen hatten. Leider kam's so. Mit den Getreidepreisen stieg auch der Werth des Bodens. Obgleich der Wechsel des Eigenthums seltener wie heutzutage, so stand doch der Preis höher. In dem Rheinthale zahlte man den Morgen Ackerland mit 300, ja mit 400 Thlr. Es war aber auch ein großer Theil des Bodens noch in todter Hand als Klostergut dem Verkehr entzogen. Das Malter Roggen wurde mit 24 Thlr. und der Centner mit 10 Thlr. bezahlt. Weizen kostete 30 bis 36 Thlr. das Malter, der Hafer 12 bis 15 Thlr.; Buchweizen 10 bis 12 Thlr. und die Gerste ebensoviel. 1000 Pfund Heu 25 Thlr., 100 Pfund Stroh 70 Stüber, 100 Pfund Erdäpfel 1½ Thlr., 1 Pfund Butter 24 Stüber, 1 Pfund Speck 20 Stüber, 1 Pfund Rindfleisch 12 Stüber, Zucker und Kaffe das Pfund 40 bis 45 Stüber, 1 Pfund Brod 5 Stüber und 1 Ei 3 Stüber. Dabei war es ein gewöhnlicher Betrug der Grundbesitzer die Hafergarben erst halb auszudreschen (zu muren) und dann für vollträglich zu verkaufen. So erhielten sie dieselbe Sache zu so hohem Preise zweimal bezahlt. Die Städter, Handwerker und die Fabrikarbeiter waren aber übel dran. Der Taglohn und der Preis der Lebensmittel standen im Mißverhältnisse. Während das siebenpfündige Roggenbrod 30 bis 36 Stüber kostete, stand der Taglohn des Ackerarbeiters auf 6 bis 9 Stüber. Der Jahreslohn der Magd waren 7 bis 10 Thlr. und des Knechtes 15 bis 25 Thlr. Der ländliche Handwerksmeister verdiente täglich 12, und sein Geselle 9 Stüber, in den Städten 24 und 18 Stüber, und so auch der Fabrikarbeiter. Vor dem Kriege im Jahre 1792 erhielt der Arbeiter die volle Beföstigung mit Einschluß der Herberge und der Wäsche für täglich 2½ Stüber. Die Theurung und der Ueberfluß in Händen der Lebensmittel-

verkäufer führte das Mißverhältniß herbei. Doch war auch der Ackerbau im Bergischen damals noch in seiner Kindheit. Breite Hecken nahmen einen großen Theil der Felder ein, viele jetzt übliche Düngemittel waren unbekannt. Kleinere Güter benutzte man höchstens zu 3, häufiger zu 4 Gewannen, auf größeren sah man noch 9jährige Brache. Der Boden lieferte  $\frac{1}{10}$  des heutigen Ertrages. Doch zählte das Land auch nicht einmal die Hälfte seiner heutigen Bewohnerschaft. Früher hatte man Getreide vom linken Rheinufer eingeführt, bei der Rheinsperre bezog man selbes aus dem Märkischen und sogar von Danzig. Der Mangel wurde durch anhaltende Winterkälte noch fühlbarer. Vom 22. December an waltete so heftiger Frost, so daß schon am 1. Januar 1795 eine starke Eisdecke über dem Rheine starrete. Dies vermehrte die Besorgniß eines feindlichen Ueberfalles. Tiefer Schnee deckte Berg und Thal, bis Ende Januar Regenwetter eintrat. Da brach am 26. Januar die Eisdecke. Die Fluth ging hoch. In Düsseldorf stand das Wasser noch um 11 Zoll höher, als im Frühjahr 1784. Wegen Futtermangel mußte vieles Vieh geschlachtet werden. Die schlechten Nahrungsmittel erzeugten Krankheiten. Die rothe Ruhr herrschte das ganze Jahr 1795 hindurch, und raffte Viele dahin. Auch im kaiserlichen Heere brachen neben der Ruhr bössartige Fieber aus. Die Spitäler zu Altenberg und Bensberg verbreiteten das sogenannte Lazarethfieber (Typhus) auch unter den Landleuten. Die Berichte über das Spital zu Bensberg lauten schauerhaft. Täglich fuhr man Karren voll Leichen auf den sogenannten kaiserlichen Kirchhof, eine Waldstelle am Fuße des Bensbergs, die erst 1854 zum Friedhofe geweiht und den deutschen Kriegern zu Ehren mit einem würdigen Denkmale geschmückt ist. Ueber 4000 Vaterlandsvertheidiger wurden dort bestattet. Zu den Nothheiten im Spital gesellte sich das Lebendigbegraben. Der Karren mußte beim Abfahren gefüllt sein, und der anscheinend Rettungslose wurde zu den starren Leichen aufgeladen. Eine Mutter rettete dort ihren noch zuckenden Sohn mit Hülfe mitleidiger Landleute aus der Grube. Er genas und lebte noch bis 1838. Derlei gehört zu den Greueln des Kriegs. Die Geschichtschreiber verweilen nur bis zum Siege auf dem Schlachtfelde, sie lassen dem Leser den Eindruck des Triumphes, führen ihn nicht zu den zerstückelten Leichen, und nicht in die verpesteten Spitäler.

Als die Eisdecke auf dem Rheine lag, zogen Kaiserliche und Franzosen in gleicher Besorgniß des Ueberfalles eine Stunde landwärts. Mit dem Frühlinge wurden Feldlager in der Nähe des Ufers bezogen und durch Schanzen und Wälle geschützt. Dießseits befehligte Feldmarschall-Lieutenant Graf Erbach das unterhalb Kaiserswerth zwischen Wittlaer und Huckingen gebildete Feldlager mit 7000 Mann, bei Mülheim am Rhein stand Prinz Ferdinand

von Württemberg mit 5000 Streitern, so stand ein drittes Lager mit 8000 Mann unter dem Grafen Wartensleben zu Neuwied, ein viertes mit 2000 Mann bei Bilich und ein fünftes vor Mainz. Den Oberbefehl führte der alte Held Clairfait. Die Stärke dieser Truppen wurde zwar in den kaiserlichen Armeebereichten größer angegeben. Gegenwärtige Angabe aber gründet auf eigenhändigem Schreiben eines höheren Officiers, der sich darüber beschwert, daß längst gebliebene und im Spital verpflegte Leute mit gezählt wurden, um die Verpflegung und Rationen für dieselben zu beziehen.

Die pfälzischen Regimenter und die flüchtige Besatzung von Jülich konnten sich lange nicht vom Wupperthale trennen, zur großen Klage der Bewohner, welche die Verpflegung nicht, wie von den Kaiserlichen, bezahlt erhielten. Erst im Frühlinge zogen die Pfalzbaiern wieder in Düsseldorf ein unter dem Commando des Generals v. Dalwigh. Die Landesregierung aber behielt ihren Sitz in Barmen. Viele Ortschaften am Rheine blieben von allen wohlhabenden Einwohnern verlassen. Die größte Niedergeschlagenheit lag auf dem Lande. Die Freude schien aus der Welt verschwunden. Nur der Landesherr, der dicke Kurfürst Karl Theodor, der im Jahre vorher sein 50jähriges Regierungsjubiläum erlebt hatte, feierte Feste. Er vermählte sich in hohem Greisenalter im Januar 1795 mit einer jungen Italienerin. Das Land mußte sich in Freudebezeugungen erschöpfen und der Braut eine halbe Million Gulden zum Hochzeitgeschenke steuern. Der Jubilar-Bräutigam verwandte mehrere Millionen an die Kleinodien seines Bräutleins, und während man in München von Fest zu Feste taumelte, seufzte man am Rheine nach dem Frieden. Die scheinbare Unthätigkeit der Republikaner schmeichelte mit Friedenshoffnungen. Täglich drängten sich widersprechende Gerüchte. Da hieß es: eine preußische Heeresmacht unter dem Erbprinzen von Hohenlohe sollte das bergische Rheinufer besetzen. Schon begannen die Kaiserlichen rheinaufwärts zu ziehen. Da aber begegnete die Nachricht, daß der König von Preußen seine Sache von der des Reiches getrennt und des kostspieligen erfolglosen Krieges müde zur Sicherung seiner Lande am 5. April 1795 zu Basel Frieden geschlossen hätte mit der Republik. Die Meisten begrüßten diese Nachricht freudig, als eine Vorbotschaft des allgemeinen Friedens, für den sich der König von Preußen auch wirklich bemühte. Das Land lebte wieder auf bei jedem schwachen Schimmer der Friedenshoffnung. Doch tiefer Schauende trauerten über den Verlust eines so kräftigen Vertheidigers der deutschen Sache. Norddeutschland gewann dadurch eine einstweilige Ruhe. Als Nebenbedingung des Friedens wurde nämlich eine Gränze beschrieben, die man mit dem übelklingenden Namen Demarcationslinie (Abmarkung) benannte. Was darüber hinaus nach

Norden und Osten lag, war neutrales Gebiet, und sollte von keiner streitenden Macht betreten werden. Diese Linie ging von der Iffel den Rhein hinauf bis Duisburg, dann der Gränze der Grafschaft Mark entlang auf Werden und Barmen (das auch innerhalb des Friedens lag) das linke Wupperufer hinauf nach Homburg, führte von dort nach Altenkirchen, Limburg, und westwärts von Frankfurt den Pfahlgraben entlang. Was Preußen zu diesem einseitigen Frieden veranlaßte, war keineswegs Franzosenfreundschaft, sondern die Folge eines unerquicklichen diplomatischen Wirrwarrs, der durch weitausgehende russische und österreichische Gelüste auf Polen, auf die Türkei und Baiern veranlaßt war und Preußen bedrohte, das seine Truppen zur Sicherung vor den Russen nothwendig hatte und drum vom Rheine zurückzog. Das linke Rheinufer blieb im Besitze der Franzosen, die dort Alles nach ihrer Weise ordneten, Jagd und Zehnten, Frohnden und Lehen aufhoben, Freiheitsbäume errichteten und mit Spiel und roher Kurzweil umtanzen ließen, Brandschatzungen ausschrieben, und fortnahmen und nach Paris schickten, so viel sie kriegen konnten, unbekümmert darum, ob's auch recht war, und wie es den armen Leuten darüber ging, aber immer die schönen Worte Tugend, Menschenrechte, Großmuth, Freiheit, Gleichheit und Brüderung im Munde führend.

Die preußischen Truppen zogen hinter die Abmarkungslinie zu deren Bewachung, und täglich ängstigte die Nachricht: die Franzosen würden an diesem oder jenem Tage hervorbrechen. Vom Mai an fürchtete man jede Nacht den Rheinübergang, und die Uferorte waren nur am Tage bewohnt. Düsseldorf blieb fast verlassen. Die Bürger hatten die werthvollste Habe landwärts gebracht, und selbst die pfalzbaierische Besatzung hielt ihr Gepäcke im Wuppertthale geborgen, was wohl auf keinen großen Kampfmuth deutete. Das Landesarchiv wurde nach Strauweiler in Odenthal gebracht, wo es vergessen, erst viele Jahre nachher wieder aufgefunden wurde.

Die Franzosen waren jenseits nicht unthätig. Zu ihren gewohnten Siegesmitteln gehörte vor Allem auch der Verrath. Mit den aus deutschen Dörfern und Städten erpreßten oder geraubten Geldern wurden deutsche Kriegsbeamte bestochen. Man hat mehr als bloße Andeutungen, daß kaiserliche Officiere einen heimlichen Verkehr mit dem linken Ufer unterhielten. Briefe bezeugen, daß sie republikanische Bankette, schändliche Orgien, nackte Bälle und dergleichen schon im Frühjahr 1795 in Köln besucht hatten. Dießseits und jenseits fanden nächtliche Ueberfahrten und heimliche Zusammenkünfte statt, wobei auch große Geldsummen ausgezahlt wurden. Eine schauderhafte Bestechlichkeit hat sich nur zu oft in dem kaiserlichen Heere bewiesen, und alle Opfer des Heldemuthes erfolglos gemacht. Was der brave Erzherzog Karl

später erfuhr, das mochte der König von Preußen auch wohl damals schon erfahren haben. Er that im Baseler Frieden nicht mehr, als auch der Erzherzog, der über die von Eifersucht und französischer Bestechung angezettelten Hofränke entrüstet den Degen von sich warf und vom Kriegsschauplatz für immer zurücktrat. Karl galt in seiner Stellung damals mehr als ein Heer. Hätte er freie Hand gehabt, so wär in Deutschland kein Rheinbund aufgekommen. Auch kein Napoleon Kaiser geworden.

Den ganzen Sommer über zogen vom Oberrhein und aus Holland hinauf große Heerschaaren zwischen Cleve und Coblenz zusammen. Die ganze Sambre- und Maasarmee unter Jourdan, und ein großer Theil des Nordheeres bedrohten den Rhein. Die Landleute des linken Rheinufers mußten fortwährend Schanzarbeiten verrichten und Zimmerleute und Schmiede wurden zusammengetrieben, um Brückenbalken, Anker und Klammern zu fertigen, die man hin und wieder an die Lagerstätten des Ufers fahren sah. Wo aber die Franzosen besonders geschäftig schienen, dort gegenüber fuhren auch die Kaiserlichen ihre Geschütze auf. So zu Neuwied, Beuel, Deutz, Mülheim, im Hamm, zu Düsseldorf, Kaiserswerth, Caltum, Hückum und Angerort. Täglich riefen die Franzosen über den Rhein, daß sie bald ihre Menschenrechte hinüber bringen würden, und als gewiß wurde der Monat Juli als Uebergangszeit bezeichnet. Aber auch der August verstrich, ohne einen Schuß. Die Vermittlungsversuche des Königs von Preußen hatten den gefürchteten Schlag so lang aufgehalten. Die Franzosen boten den Frieden an um den Preis des ganzen linken Rheinufers. Dies konnte das Reichsoberhaupt nicht zugeben. Die Rüstungen steigerten sich. Unermesslich waren die Schaaren, die Anstalten. Gewitterregen hatte zu Anfang August den Rhein so hoch aufgeschwellt, daß im Schutze der Fluth die reiche Erndte des Herbstes 1795 im Bergischen noch eingeseunt werden konnte. Doch auch dieser Erndtesegen verminderte die hohen Wucherpreise der Getreide nicht.

Zu Ende August rückten die Republikaner hart an den Rhein. Unter dem Schutze der bei Uerdingen aufgestellten Geschütze vertrieb der französische General Jacopin die schwache kaiserliche Besatzung von der Drappinsel bei Ehingen oberhalb Friemersheim, und gleichzeitig wurde das Rheinwerth bei Neuwied von den Republikanern in Besitz genommen. Nur ein schmaler Stromstreifen trennte die Feinde vom rechten Ufer. Die Fluth war verrommen, der Rhein wurde schmaler und immer dichter rückten die Franzosen heran. Sie riefen: „Sie würden auf eine Weise landen, die ganz Europa in Staunen setzen sollte.“ An dem Uerdinger Rheinwerth, vor der Mitte ihres besetzten Lagers erwarteten deshalb die Kaiserlichen den Uebergang. Dort wär's wirklich zum Erstauen gewesen. Der französische Obergeneral Jourdan verlegte Anfangs September sein Hauptquartier

von Bonn nach Crefeld. Alle Augen waren auf Uerdingen gerichtet, wo 40,000 Franzosen zum Ueberschiffen stündlich bereit schienen. Auch spiegelsehteten sie dort mit einem Brückenbau. Diesseits und jenseits des Rheines war diese Gegend von Einwohnern verlassen. Die Werkstätten der Handwerker waren von Soldaten eingenommen, der Broderwerb war durch Frohndienste, der Ackerbau durch Wegnahme des Zugviehes gestört und die Saaten durch Heereszüge niedergetreten. Noch immer geschah kein Schuß. General Graf Erbach führte den Oberbefehl über das kaiserliche Lager bei Wittlaer. Die Festung Düsseldorf blieb von 2200 Pfalzbaiern unter General Jedwitz und dem Festungscommandanten v. Dalwigh besetzt. Die Deutschen, im Vertrauen, daß die unterhalb Angerort vom Rheine landwärts laufende Friedenslinie unverlezt bleiben werde, und auf's trefflichste gerüstet, obwohl zehnfach schwächer an Zahl, jedoch an Kraft und Tapferkeit überlegen, erwarteten muthig den Angriff. Da, in heiterer Mondscheinnacht, vom 5. auf den 6. September, kurz vor Mitternacht, begann von der Krappinsel, von Budberg und Friemersheim aus das furchtbarste Geschützfeuer gegen die kaiserlichen Schanzen. Zugleich wurden bei Uerdingen Rähne bewegt, und die Kaiserlichen rückten dort dichter zusammen.

Der Obergeneral Jourdan hatte dem Divisionsgeneral Kleber befohlen, den linken Flügel der Sambre- und Maas-Armee in dieser Nacht über den Rhein zu führen. Dies Uebergangsheer unter Kleber bestand aus drei Divisionen: die mittlere unter Grenier bei Uerdingen eröffnete das Feuer mit der größten Bewegung; der rechte Flügel unter Championnet drohete bei Neuß, und der linke Flügel, von Besobvre befehligt, unterhalb Friemersheim, dem Einflusse des Angerbaches gegenüber, schien sich gar nicht zu regen. Jede dieser drei Heerabtheilungen über 15,000 Mann stark, übertraf einzeln das Doppelte der Stärke der Erbach'schen Schaar, die auf weitere Strecken von Angerort bis Hamm oberhalb Düsseldorf vertheilt stand.

Während Graf Erbach den vermeintlichen Uebergang bei Uerdingen abzuwehren strebte, kam Meldung, daß seine an die Friedenslinie lehrende rechte Flankenwache angegriffen und das Lager im Rücken bedroht sei. Nur nach Durchbrechung der als unverlezlich beschworenen Abmarkungslinie schien dieser Angriff ermöglicht und der Unwillen über Verrätherei erbitterte zur eifrigeren Abwehr.

Im Volke, und sogar in den Geschichtsbüchern, die leider auf der Gelehrtenstube ohne Ortskenntniß und Augenzeugen des Hergangs nach parteilichen Berichten geschrieben werden, ging später das Gerüde: Die Franzosen seien von den Preußen über märkisches Gebiet durchgelassen worden. Die besten deutschen Geschichtsschreiber fanden es für bequemer, ihre Entrüstung darüber

auszusprechen und die preussische Ehre zu beschmutzen, als sich an Ort und Stelle über die näheren Umstände zu belehren. Es begab sich aber in folgender Weise: Die Gränze der Grafschaft Mark, des neutralen Gebietes, zog sich oberhalb Angerhausen vom Rheine nach der Ruhr hin, und diese Linie war von den preussischen Truppen besetzt. Zwischen Angerhausen und Duisburg aber läuft die Hückinger Mark mit einer Spitze bis an den Rhein und der damals pfalzbaierische Ort Eifelstump befand sich natürlich zwar innerhalb der Friedenslinie, gehörte aber nicht zu dem beschützten neutralen Landgebiete. Doch war er von den Kaiserlichen, welche sich durch die Baiern über die Territorialverhältnisse belehren und hinters Licht führen ließen, unbesezt geblieben, indem sie über jenes Enclave nicht unterrichtet waren, und Alles, was von den preussischen Vorposten nordwärts lag, für preussischen Boden und für unüberschreitbar hielten. Auf diesen umschlossenen bergischen Boden, an der Fährre zu Eifelstump führte der Divisionsgeneral Lesèbvre seine 150,000 Mann starke Heeresabtheilung in platten zusammengebundenen Kohlennachen bei Nacht und Nebel ohne Widerstand hinüber, während die Hauptmacht der Kaiserlichen und ihre ganze Aufmerksamkeit auf das scheinbar bedrohte Mitteltreffen bei Uerdingen gelenkt war. Dies war die von den Neufranken prahlend verkündete Art und Weise des Ueberganges, die ganz Europa in Staunen setzen sollte! Ein dichter, auf dem Rheine schwimmender Nebel ließ die Ueberfahrt bei sonst mond heller Nacht unbemerkt geschehen. Lesèbvre ließ seine Truppen, wie sie landeten, sich hinter einem Gehölze aufstellen, während er, von ortskundigen Leuten begleitet, die nächste Stellung der Kaiserlichen erspähete. Gleichzeitig erhielt der nächste preussische Wachtposten die Meldung, daß die Franzosen bei Eifelstump landeten, um die Kaiserlichen anzugreifen. Doch ehe der preussische Officier diesen Vorfall weiter melden konnte, führte Lesèbvre seine Schaaren in der Stille heran. Als der Preuze mit Entrüstung über die Verletzung der Abmarkungslinie entgegentrat, erwiderte Lesèbvre auf's freundlichste: „Er müsse als Krieger die Befehle seines Obergenerals Jourdan vollziehen, und könne sich an keinen Einspruch kehren, der zu gelegenerer Zeit bei der französischen Volksvertretung vorzubringen sei. Uebrigens müsse er den deutschen Kameraden über seine Heimath belehren, daß sie hier nicht auf unverletzlichem preussischen Boden, sondern auf bergischem Boden ständen, den die Kaiserlichen hätten besetzen sollen.“ Damit wurde die kleine preussische Vorwache von dem Heere zurückgedrängt. Als General Kleber bald darauf gelandet war, brachte der preussische Officier auch bei diesem seinen Einspruch vor; jedoch mit gleichem Erfolge, indem Kleber behauptete: die preussische Neutralität sei hier keineswegs verletzt; er werde das preussische Gebiet jetzt so wenig, wie in der Folge betreten, und

hätte jetzt nur ein Versehen der Kaiserlichen zu benutzen, die den pfalzbaierischen Eifelkamp unbeschützt gelassen.

Zieht man zu diesem Hergange in Erwägung die Erzählung alter Landleute zu Hückingen, daß man einige Tage vorher mitternächtige Kahnfahrten nach dem rechten Rheinufer bemerkt, und verkleidete deutsche (Baierische, Kaiserliche) und französische Officiere in dem Wirthshause am Eifelkamp in freundschaftlichem Verkehre belauscht, und große Summen Goldes dort zählen gesehen habe; hört man auch, wie die deutschen Krieger den Landleuten in höchster Entrüstung geklagt hatten, daß man falsche Patronen unter sie vertheilt habe, und wie die im folgenden Kampfe gefallenen Franzosen größtentheils nur durch Säbelhiebe und Bajonnettstiche verwundet gewesen, so mag man allerdings auf einen Verrath schließen, der in jenem Kriege der mächtigste Verbündete der Neufranken blieb, und ihnen sogar endlich an die Hand gab, Deutsche durch Deutsche niederzukämpfen. Ihre besten Generale, Kleber selbst, und nachher ihre tapfersten Heerhaufen waren Deutsche. Dazu hatten sie in den Auswanderlingen, deren in alle kaiserlichen Regimenter angeworben waren, geborne Spione, und zwei andere mächtige Hülfsmächte waren: die deutsche Zwietracht und der Erfolg ihrer humanen Redensarten, womit freilich ihre Thaten im schneidendsten Widerspruche standen. Was die pfalzbaierischen und einzelne kaiserliche Führer wirklich verschuldet hatten, das wurde Preußen aufgebürdet. Man hatte es durch oben ange-deutete Schachzüge zum Separatfrieden gezwungen und es wurde darauf von den Schriftstellern der Staaten, die seinen Austritt veranlaßt, dafür zur Verantwortung gezogen. Das ist denn den Preußenfeinden unserer Tage, dem Onno Klopp und anderen Verdrehlingen Wasser auf ihre Geschichtsmühle. Wen nach einer urkundlich belegten wahrheitsgemäßen Darstellung dieser Verhältnisse verlangt, der lese das 1868 zu Düsseldorf erschienene Werk „Oesterreich und Deutschland im Revolutionskriege“ von Heinrich von Sybel.

Als Lesèovre ohne Angriff in die rechte Flanke der Kaiserlichen gelangt war und ihre nächsten Vorposten umgangen und aufgehoben hatte, wurde es leicht, immer mehr Truppen auf das rechte Rheinufer herüberzuführen. Doch Lesèovre's Versuch, über den Angerbach nach Hückingen durchzubrechen, wurde zweimal zurückgeworfen. Erst im dritten Anstürme gelang es der vermehrten Uebermacht, die dortige kaiserliche Batterie zu umgehen und vier Geschütze wegzunehmen. Dies war Alles, was die Kaiserlichen dort und auf dem ganzen Rückzuge an Geschützen verloren. Doch die Franzosen erlitten bedeutende Verluste, so daß 40 Mann 2 Tage lang beschäftigt blieben, ihre Todten zu begraben. General Erbach zog sich mit solcher Umsicht zurück, und die tapferen Krieger führten jede Bewegung mit solcher Ordnung aus, daß der größte Verlust auf Seite der Angreifenden

war. Diese wurden durch die Division des Generals Tilli noch verstärkt, welcher bei Tagesanbruch bei Eickelstump übersezte, und bei Düsseldorf, im Hamm, ließ Championnet den General Legrand unter deckendem Geschützfeuer landen. Den Kaiserlichen drohete Gefahr, auf dem rechten und linken Flügel umgangen zu werden. Erbach eilte nach Düsseldorf, um durch Bertheidigung dieser Festung den Weg zur Verbindung mit dem bei Mülheim stehenden Prinzen von Württemberg offen zu halten; jedoch als er ankam, war's zwischen den Baiern und Franzosen schon abgetart. Die Besatzung hatte sich zur Uebergabe bereit erklärt, nur hatte sie einige ungefährliche Kanonenschüsse ausbedungen, damit die Leute nachher nicht sagen sollten, sie hätten sich ohne Schuß ergeben. Die Uebergabe-Verhandlung wurde von dem Franzosen Bürger Louis Denizot einerseits und von den Generalen Zedwitz und Dalwigh, sowie von dem Minister v. Hompesch andererseits abgeschlossen. Unter dem Versprechen in Jahresfrist nicht gegen die Republik zu kämpfen erhielten sie freien Abzug und übergaben 168 Kanonen, 10,000 Flinten, eine Menge Pferde und Kriegsbedarf aller Art an die Feinde. 2200 Mann an der Zahl zogen sie durch das Spalier der 700 Sieger nach Mülheim an der Ruhr, wohin sie ihr Gepäck schon vor einigen Tagen vorausgesendet hatten.

Je mehr solcher Feinde die Franzosen gehabt hätten, desto leichter würde es ihnen geworden sein, die ganze Welt zu bezwingen. Erbach führte die Compagnieen, welche er der Besatzung zur Verstärkung zuführen wollte, nach deren feigem Abzuge gegen die Sieger, und schlug sie aus der Düsseldorfer Neustadt bis gegen Hamm zurück. Dann wandte er sich wieder zum Lager gegen Calcum, während die Franzosen ihren Einzug in Düsseldorf hielten, und die kaiserlichen Vornachen der linken Flanke auf Grafenberg. Unterdessen hatte Lesèbvre seine ganze Heeresabtheilung entwickelt und rückte gegen Angermund vor, der General Tilli zog rheinentlang gegen Kaiserswerth, und Grenier erhielt nun leichtes Spiel bei Uerdingen herüberzuschiffen. Von allen Seiten durch Uebermacht bedroht blieb dem tapfern Grafen Erbach nichts übrig, als durch Ratingen und Mettmann sich ins Gebirge zurückzuziehen. Während General Rienmaier den General Tilli aufhielt, die Generale Zellachich und Kiese den Lesèbvre zurückschlugen, und Elsnitz und Aussenberg sich der von Düsseldorf her vordringenden Division Championnet entgegen warfen, war bis gegen Mittag sämmtliches Geschütze und der ganze Wagenzug in Sicherheit gebracht, der sich über Ratingen hinaufzog. Dann vereinigte sich Erbach mit der am Grafenberg stehenden Abtheilung, schlug den Feind noch mehrmals auf allen Punkten zurück, und zog dann, immer fechtend, in geschlossener Ordnung über Mettmann nach Elberfeld.

Am Mittage des 6. Septembers schlug sich die etwa 7000 Mann starke Erbach'sche Schaar mit 45,000 Franzosen herum.

Die Ueberfahrt währte fort auf fünf Uebergangsstellen. Lesèbvre und Kleber trafen am Nachmittage in Düsseldorf ein. Jourdan landete gleichzeitig am Eifelkamp. Erbach wehrte sich bei jedem Schritte, und seine Reiterei lichtete die Reihen der Franzosen. Erst am Abende kam die Heerschaar in Elberfeld an. Am 7. gings weiter auf Schwelm und durchs Sauerland über Olpe und Siegen hinaus, bis sich am 17. September die drei Abtheilungen unter Erbach, Prinz Württemberg und Wartensleben bei Limburg an der Lahn vereinigten.

Die preußischen Wachtposten an der Friedenslinie wurden trotz aller Einsprüche, wie am Eifelkamp, auf Seite geschoben, und das kaiserliche Heer zog durch's neutrale Gebiet, zwar eilfertig, doch in Ordnung. Noch am 7. September streifte eine Abtheilung Schwarzenberg-Planen mit fünf Geschützen bis über Mettmann zurück, und am 8. schon kam die Nachhut in Schwelm an. Nämlichen Tages erschien der die Spitze der Nachhut unter Lesèbvre befehligende Generaladjutant Ney in Elberfeld; folgte den Kaiserlichen jedoch nicht gen Schwelm, sondern schlug die Straße nach Lennep ein, mit der Aeußerung, daß er das preußische Gebiet nicht verletzen dürfe. Am folgenden Tage sandte er eine schriftliche Erklärung an den in Barmen wachthabenden preußischen Lieutenant Leonhardi, folgenden Inhalts:

„Die Armeen der Republik werden in keiner Beziehung die Demarcationslinie überschreiten, die wir zu respectiren verbunden sind, und unter allen möglichen Umständen respectiren werden. Ich habe dem Herrn Lieutenant von Stamme mein Ehrenwort gegeben, daß die Neutralitätslinie für die Truppen unter meinem Befehle heilig ist und immer sein wird. Die preußischen Truppen können, wie sie es für gut finden, die Posten zur Beobachtung derselben vertheilen. Die Franzosen haben Befehl sich zurückzuziehen, sobald sie preußische Posten antreffen.“

Ney.“

Lennep, 2. Fructidor.

Also erklärten die Herren Republikaner, nachdem sie sich's in der Huckinger Mark mit der Friedenslinie bequem gemacht und ihren Zweck erreicht hatten. Das war rechte französische Großmuth. Auf ähnliche Weise machte sich Ney in der Begehung der Friedenslinie um die Stadt Wipperfurth verdient, die nach seinem eigenhändigen Schreiben von Einquartierung und Kriegslasten verschont bleiben sollte. Diese Stadt war nämlich total niedergebrannt, die Einwohner hatten ihre gerettete Habe über die Friedenslinie gebracht, und es war nichts zu holen allda.

Der General Lesèbvre zog über Solingen, während Championnet rhein entlang marschirte, und Kleber mit der Hauptmacht gegen Benrath vorrückte. Etwa 70,000 Mann Franzosen waren am 8. September auf dem rechten Rheinufer im Marsche gegen Mülheim. In Düsseldorf blieb eine schwache Besatzung unter dem Obersten Winter, zu welcher sich jetzt nach überstandener Gefahr auch die pfalzbaierischen Truppen gesellten, welche mit

den Franzosen in auffallend freundschaftlichem Verkehr standen, den Wacht dienst mit ihnen gemeinschaftlich verrichteten und ihre Befehle im französischen Hauptquartier einholten. Wer früher Verrätherei nur geahnt hatte, der wußte jetzt Bescheid. Selbst die pfälzbairische Regierung warf sich den Franzosen in die Arme und wurde deren ergebene Dienerin. Die Stadt wurde unter den Schutz der Republik gestellt, und dem ganzen Lande Großmuth, Schonung, Menschenrechte, Freundschaft und Verbrüderung versprochen. Jedoch wie sehr sich die Befehlshaber auch angelegen sein ließen, den Bewohnern des rechten Rheinufers eine günstige Meinung von den ungebeten Gästen beizubringen, wie sie anfänglich in Städten sich auch bemüheten, Mannszucht zu halten, so waren sie doch ohne Macht und ihrer Einige auch ohne Willen, dem Greuel der Plünderung auf dem Lande zu steuern, und drückten die Gemeinden überdies noch durch unerschwingliche Brandschatzungen in Geld und Lebensmitteln (Contributionen und Requisitionen).

Es ging die Sage, den Truppen sei vor dem Rheinübergange versprochen worden, daß jenseits jeder Gemeinde 500 Livres in baarem Gelde erhalten solle. Da aber kein Geld in der Kriegskasse gewesen, so habe man auf die Plünderung der Dörfer gewiesen, um die Truppen bei guter Laune zu erhalten. Das Betragen des Heeres scheint wirklich die Wahrheit jener Sage zu bestätigen. Auch in den im Sommer 1795 an's Heer gerichteten Aufrufen finden wir die Vertröstung, daß es den Kriegern auf dem rechten Rheinufer an nichts mehr gebrechen solle. Die von Düsseldorf aus verbreiteten Plakate der Befehlshaber Winter, Collaud und Kleber blieben bloß französische Redensarten. Die Mannszucht stand bloß auf dem Papiere, das ohne schamroth zu werden jede Lüge geduldig trägt.

Schon die zuerst unterhalb Düsseldorf vorgedrungenen Republikaner plünderten die Neustadt und die zunächst liegenden Dörfer. Die Festung Düsseldorf blieb, einige Häuser ausgenommen, noch ziemlich verschont, jedoch mußte sie diese Schonung mit vielem Gelde erkaufen, und der Volksvertreter Gillet schrieb am 8. September eine Zwangslieferung aus von 10,000 Centner Weizen, 10,000 Centner Roggen, 8000 Centner Gerste, 10,000 Centner Hafer, 10,000 Centner Heu, 20,000 Centner Stroh, 500 Stück Hornvieh, 600 Stück Schaafse zc. Der Lieferungsbefehl begann mit „Verbrüderung“ und schloß mit den schrecklichsten Drohungen für den Fall der Säumigkeit. Das ganze Land mußte dazu beisteuern, und wurde gleichzeitig vom Heere ausgeplündert. Am 17. September folgte eine Brandschatzung von 3 Millionen Livres in baarem Gelde. Damit dies desto rascher eingehe, hob man aus allen Bezirken die angesehensten Einwohner als Geißel aus, und hielt sie in Gefangenschaft, bis das Geld gezahlt war. Doch als mehrere Elberfelder und Düsseldorfer Einwohner dem

französischen Commissair durch persönliche Douceurs begreiflich gemacht hatten, daß es dem Herzogthume Berg unmöglich sei, 3 Millionen aufzubringen, so wurde die Hälfte erlassen.

Diese beiden ersten Brandschatzungen betrafen das ganze Land. Daneben wurde aber auch noch jede Stadt, jeder Amtsbezirk zu besonderen Leistungen angehalten, je nachdem ein Befehlshaber dort einzog, der Gelüste oder Bedürfnisse hatte. Durch persönliche Geschenke ließ sich aber die Lieferung meistens abkaufen, oder heruntersetzen. In allen Gemeinderechnungen aus jener Zeit kommen solche Douceurs an die berühmtesten Generale der Republik vor. Der Erfolg steigerte die Geldgier. Kleidungsstücke, von den Schuhen bis auf Hut und Hemde, Lebensmittel, Kaffee, Zucker und Haarpuder, der damals üblich, waren Gegenstände der Lieferungen. Alle Befehlshaber, vom Obergeneral bis zum Sergeanten herab, forderten im Namen der Republik und der Verbrüderung alles, was sie für ihre Person, für ihre Frauen und Freundinnen, oder für ihre Truppen bedurften. Im Säumnißfalle brachten Raub und Gewalt unsägliches Elend. Der geringste Theil des Erpreßten floß dem Heere oder dem Gemeinwesen zu.

Wie sie in Köln gethan, so packten die Ausleerungscommissarien auch auf dem rechten Rheinufer alle fahrbaren Kunstgegenstände ein, um dieselben als Siegeszeichen nach Paris zu senden. Auch das Erzbild Johann Wilhelms auf dem Marktplatze zu Düsseldorf war dazu ersehen. Doch einige wohlangebrachte Douceurs ließen die Fortschaffung für zu schwierig erklären. Die Goldstücke blieben selbstverständlich in den Taschen der Empfänger, und das Erzbild auf dem Marktplatze. Jeder Kriegsbeamte sorgte zuerst für seinen Säckel, dann für Paris. Alle wollten reich werden. Daher auch die Nachsicht der Generale bei den Ausschweifungen ihrer Untergebenen. Doch gab es auch Officiere, die gleich rettenden Engeln manche Familie vor Beraubung, manche Jungfrau vor Gewaltthat aus dem rohen Haufen retteten. Selbst Lesèbvre, dessen Division aus dem raubstüchtigsten Gesindel bestand, unter welchem die Brigade Lorge die Hefe bildete, kam wie Lorge selber den hilfessuchenden Bürgern immer freundlich entgegen und gab ihnen Schutzwachen soviel sie verlangten, freilich für Douceur und baares Geld. Je freundlicher die Befehlshaber und je roher die Truppen sich bewiesen, desto mehr Baares strömte den Ersteren zu. Nur in dreien jener französischen Generale fanden wir uneigennützig, wahrhaft republikanische Helden. Sie waren Richempanse, Bernadotte und Hoche. Auch Macdonald bewies sich als Ehrenmann. Ehre, dem Ehre gebührt! Doch was unsere Väter in derber deutscher Sprache Liederlich nennen, das waren die Franzosen alle, vom heiligen Ludwig bis zu seinem 16. Namensvetter, der die Sünden

seiner Väter küßte. Die Republikaner waren erst vollends recht lieberlich und bezeichneten diesen Schmutz als Nationaltugend mit dem Wörtlein galant. Doch dieser Nationalschmutz ward die unerträglichste Geißel unserer Heimat, der Hauptgrund der Rache und des Franzosenhasses. Was man aber an den Republikanern am seltensten wahrnahm, war irgend eine republikanische Tugend. Durch schöne Nebensarten suchte man diesen Mangel zu ersetzen. Der Gleichheitsschwindel war damals schon in den Köpfen gebildeter Officiere vorüber, und während sie Leuten aus s. g. höheren Ständen anständig begegneten, behandelten sie unsere biederen Landleute wie das Vieh. Die Gleichheit gründete nur in dem Hasse gegen Alles, was über ihnen stand. Die Freiheit bestand in vollständiger Entzügelung der Leidenschaften. Drei Republik= und Kriegsjahre hatten hingereicht, diese ehemals so gutmüthigen und lenkbaren Franzosen zu blutgierigen Tigern zu bilden, und überhaupt jede rauhe Seite nach Außen zu kehren. In einer rheinischen Stadt suchte damals ein bekannter kurfürstlicher Beamte mit großsprecherischen Worten seine Verdienste um das Volk recht demokratisch darzulegen. Doch ein in der Versammlung anwesender Volksrepräsentant sprang wüthend auf ihn zu: „Bürger, was hast Du fürs Volk gethan? Dreck, nur Dreck ist's gegen das, was ich gethan habe, denn ich besitze das größte Verdienst, für den Tod eines Königs gestimmt zu haben.“ — So tief waren sogar die Gebildeten im Volke gesunken, daß sie die Theilnahme am schändlichsten Morde für höchstes Verdienst priesen. So ist stets die politische Freiheit dort ein Unheil, wo sie in der sittlichen keinen Halt hat. Wie entfittlicht die Franzosen damals aber waren, hatten schon die Emigranten durch ihre natürlichen und unnatürlichen Laster und Ausschweifungen bewiesen. Mit der Verachtung der Religion, die damals von der Republik förmlich abgeschafft war, wurde die Verthierung des wilden Heeres vollständig, das unsere Heimath überfluthete.

So war das Kriegsunheil über das Vaterland hereingebrochen. Die löbliche Absicht, Zucht und Ordnung in Frankreich wieder einzuführen, zog das Verderben über die Gränze heran. Im Jahre 1793 schon gab's einsichtige Leute, die dies vorsahen und vom Zuge abmahnten. Von Außen unbelästigt würden die Franzosen im Innern bald beruhigt gewesen sein. Es geht den großen Kindern mit der Revolutionskrankheit, wie den kleinen mit den Masern. Wenn man die Patienten im Hause warm hält, so verschwinden die Fieber und rothen Flecken ungefährlich von selber wieder. Führt aber von Außen rauhe Luft oder kaltes Eisen dazwischen, so ist nicht abzusehen, was für Schlimmes daraus entsteht.